

Das Mädchen in der dunklen Gasse

Skizze von Grete Livius

„Da sieht sie wieder — siehst du sie?“, flüsterte Pepit seinem Freunde Tonda zu, als sie um die Straßenecke, in die kleine dunkle Gasse bogen. „Nein“, sagte der Tonda, „ich sehe sie nicht“. — „Sie hat gemerkt, daß sie beobachtet wurde. Da ist sie auf und davon. Dort — schnell, schau gerade aus, dort läuft sie, die kleine dunkle bucklige Gestalt. Jetzt ist sie fort.“ Tonda zuckte die Achseln. Das Mädchen war ihm nicht so wichtig. Und er begann sich mit seinem Freunde über das neueste Pferden-Glücks spiel zu unterhalten. Aber Pepit, Zahlkellner aus dem Café „Zum Teufel“, Menschenkenner und Geschichtswisser von Beruf, kam nochmals auf das erste Thema zurück. „Du, bei der kannst du dein Glück machen, die hat Geld wie Heu.“ Jetzt staunte der Tonda. „Na, aber warum — warum geht sie denn da auf den Strich?“ Der andere lachte. „Das ist eine sonderbare Nummer. Wenn sie nicht gerade einen kriegt, der bejassen ist und ein altes Weib von einem jungen nicht unterscheiden kann, dann muß sie noch draufzahlen. Denn wer geht sonst mit einer Buckligen ins Bett? Aber sie hat's ja zum Draufzahlen. Du, Geld wie Mist hat die Marischka.“ Tonda schüttelte seinen runden Jungenskopf. „Das verzieh' ich nicht.“ Pepit lachte wieder. „Glaub' ich. Komm — hier gibts 'nen guten Schnaps. Ich spendier dir einen. Und dann erzähl ich dir die Geschichte von der Marischka. . .“ Und sie traten in ein düsteres verräucherztes Weisfel.

Nachdem die Frau des Bankiers Stern ihrem Mann drei Söhne geboren hatte, kam einige Jahre später, sozusagen als Nachkömmling, ein Mädchen auf die Welt. Es erhielt den Namen Rosa. Die Eltern hätten allen Grund gehabt, mit ihrem Schicksal zufrieden zu sein. Vier gesunde Kinder, ein gutgehendes Bankgeschäft. Was will man vom Leben mehr. Aber dann geschah das Unglück. Die kleine Rosa fiel vom Arm des Kinderträgers so heftig auf die Erde, daß sie für ihr ganzes späteres Leben einen entstellenden körperlichen Schaden davontrug: einen Buckel. Sie blieb klein, häßlich und verwachsen. Die Alten jammernten. Wenn es doch einem der Jungen passiert wäre. Gewiß — auch schrecklich. Aber bei einem Mann mit Geld und vielleicht auch Geist über sah sich so etwas eher. Doch bei einem Mädchen? Der Bankier und seine Frau kamen nicht auf den Gedanken, aus der kleinen Rosa könne ein wahrhaft großer, ein innerlich gerader und aufrechter Mensch werden. Sie sprachen der Heranwachsenden nicht vom Trost der Arbeit und jenem Schönen in der Welt, zugänglich auch dem Vermissten. Von der Schönheit des alltäglichen Lebens, dem Sonnenaufgang und dem Sternenhimmel, von der weiten Landschaft des Flusses, der sich zwi schen grünen Afern durch die Stadt zog. Von den herrlichen Bauten, Büchern, Bildern.

Sie sagten ihr nur: wenn du groß und heitersfähig bist, werden wir deine Mühen verdoppeln. Wir werden dir so kostbare Kleider kaufen und dich so mit Schmuck behängen, daß niemand deine körperliche Häßlichkeit bemerken wird. Ein schöner Mann soll dich heiraten, und du wirst glücklich sein.“ Sie meinten es gut auf ihre Art, die Alten. Doch es war eine falsche Art.

Daß ihre Häßlichkeit nicht mit prunkvollen Kleidern zu verdecken war, bemerkte die kleine Rosa zuerst, als sie in die Schule kam. Die Eltern hatten ihr einen Hauslehrer nehmen wollen. Doch stürmisch bestand das Kind darauf, mit anderen Kindern zusammen aufzuwachsen. Die Brüder waren älter als sie und gingen ihre eigenen Wege. Das Personal behandelte dieses mißgestaltete kleine Mädchen nur mit respektvoller Verachtung. Um des Geldes willen, das sie von den Eltern erhielten, zwangen sie sich, zu dem Kinde höflich zu sein. Mehr aber auch nicht. Und das Kind, in dessen häßlicher Hülle ein empfindsames Herz sah, bemerkte dies wohl. Es wurde davon traurig und sehnte sich nach einer gleichaltrigen Freundin.

Doch die Schule wurde zu einer wahrhaften Leidenszeit. Das verkrüppelte, in Samt und Spitzen gekleidete Mädchen erregte nicht als das Geißel ihrer Mitschülerinnen. Kam es nach Hause und erzählte weinend, daß man sich über seine Kleidung lustig mache, „und ich will auch so angezogen gehen wie die anderen, ein Stoffkleid mit einem Kattosenkragen, eine blaue Mütze mit Bändern und weiter nichts.“ so hieß es: „Das ist nur Neid. Die Eltern dieser Kinder sind arm oder zumindest nicht so reich wie wir. Sie können ihnen nicht so schöne Sachen kaufen, und darum wirst du von den anderen beneidet. Mißgunst äußert sich immer so.“ — „Ich will aber gar nicht beneidet sein.“ sagte die kleine Rosa traurig. Aber mit einem „das verstehst du nicht“, schloß man die Diskussion kurz und bündig. Endlich schien es Rosa gelungen zu sein, eine Freundin zu finden. Sie hieß Hede, war ein flinkes, leckes, hübsches Mädchen, und in selbigem Glück lud Rosa sie zu einem Besuch. Man trank in Kinderzimmer, ganz aus Eisenbein und Gold, Schokolade aus silbernen Tassen, ah Kuchen und Schlagjähne, und Rosa schenkte Hede von ihrem Spielzeug das Schönste. Oh, wie ihr kleines Herz in unbeschreiblicher Freude klopfte. Sie hatte eine Freundin. Und zum erstenmal schien es den Eltern, nachdem der Besuch fortgegangen war, als sei die kleine Rosa gar nicht so häßlich, wie es ihnen sonst vorkam. Ihre Augen, das einzig wirklich Schöne in diesem sonst so länglichen und unregelmäßigen Kinder gesicht, strahlten von der Aufregung des eben Erlebten unheimlich groß, dunkel, und in ihren Tiefen zitterte ein be bender Glanz.

Doch welche Enttäuschung, als Rosa erfuhr, daß sie um ihr zärtlichstes Gefühl betrogen worden war. Es stellte sich heraus, daß Hede von der gesamten Klasse als Spion in das Haus des Bankiers gesandt worden war. Und ihre Berichte, die sie getreulich, farbenprächtig wiedergab und ausmalte, wurden dazu benutzt, um sich über das häßliche Kind mit dem prozigen Lebensstil nur noch erbar mungsloser lustig zu machen. Von diesem Augenblick an hatte Rosa niemals mehr eine Freundin. Von diesem Augenblick an haßte sie die Menschen, verschloß sich und mißtrauisch ihr Herz, einzig und allein nur noch auf die Macht des Geldes vertrauend, das sie ja in so überreicher Fülle besaß.

Aus dem kleinen Mädchen und aus ihren Mitschülerinnen wurden Vackfische, für die das Ende der Schulzeit näherkam. Die meisten wollten einen Beruf ergreifen. Viele zog es zum Studium, andere hatten Lust oder die Verhältnisse zwangen sie dazu, recht schnell Geld zu verdienen. Der Rest bereitete sich auf ein Hausfrauendasein vor. „Ich möchte studieren.“ sagte Rosa zu den Eltern, „ich möchte Ärztin werden.“ Der Vater lachte sie aus. Da sah er, der dicke, alternde Mann, die Hände über dem Bauch gefaltet. „So was hast du nicht nötig, meine Liebe. Du wirst heiraten und damit basta.“ Es war noch jene Zeit, in der die Autorität der Eltern mehr galt, als es für das zukünftige Leben der Kinder gut war.

Heiraten? Rosa stand, nun schon wach und aufmerksam, vor dem Spiegel. Er zeigte ihr einen häßlichen Zwerg mit übergroßen Rücken und einem länglichen Gesicht, um das sich wildes, ungehändigtes schwarzes Haar legte. Ein dünner, fahler Mund, eine niedere Stirn. Auffallend in diesem ganzen unerfreulichen Bild nur die großen brennenden Augen. Und Hände: schmale, schöne, sehr gepflegte Hände, die Haut von der Farbe matten Eisensbeins. Aber diese beiden einzigen schönen Dinge sah nur, wer sich die Mühe machte zu genauerer Betrachtung. Sonst blieb als Gesamteindruck ein Schauerliches, ein Abstoßendes, Widerwärtiges.

Man führte das häßliche Mädchen, für das es kein Blühen und Aufbrechen irablen der Jugend gab, zu Gesellschaften und Ballen. Der Vater hielt Wort. Pariser Modedesigners wurden bemüht, um für Rosa die kostbarsten Phantastien ihrer teuersten Reicher zu entwerfen. Brillanten, groß und funkelnd wie Taupropfen, legten sich um der kaum erwachsenen gelben, faltigen Hals, an dem die spitzen Knochen kläglich hervorstanden. Kam sie so herausgeputzt zu jenen Veranstaltungen des offiziellen Heiratsmarktes der Bourgeoisie, so flüsterte man sich zu: „Sehen Sie nur diese Halskette der Rosa Stern. Sie ist mindestens drei Millionen Kronen wert.“ Man taxierte das, was an ihr und um sie hing und schätzte

den gesamten Wert. Nur sie selbst, sie galt nichts. Und noch jene Bankrotteure des Lebens, junge Männer, die im Spiel, mit Weibern und im Trunk ungeheure Summen verpraßt hatten, jetzt in sogenannten „Ehrenschnitten“ iralen und keine andere Möglichkeit mehr sahen, als sich durch eine reiche Heirat zu sanieren, wandten sich noch mit Schauern beim Anblick der Rosa Stern ab und sagten: „Lieber eine Angel durch den Kopf.“ Denn nur mit Geld oder Blut konnte man nach der Auffassung gewisser Kreise jener Zeit seine leichtsinnigen Mächte sühnen. Aber der „jeunesse dorée“ — der „goldenen Jugend“ — erschien es immer noch leichter, allein zu sterben, als mit der häßlichen Rosa zu leben.

Keiner von ihnen ahnte, wie sehr sich das häßliche Mädchen nach Liebe sehnte. Das Jugenderlebnis, die Enttäuschung durch die kleine Hebe, hatte genügt, um sie niemanden mehr ihr weiches, zärtlichkeitsbedürftiges Herz zeigen zu lassen. Aber daß diese Sehnsucht da war, lebte, heiß und unbezwinglich — wer konnte es hindern? Von den Mitschülerinnen, den jungen Mädchen ihrer Gesellschaftsschicht, verlobte sich eine nach der anderen. Der Bankier ließ das Gerücht durchsickern, er würde die Witwit von Rosa um zwei Millionen erhöhen. Es hatte keinen Erfolg. Rings um das häßliche Mädchen blühte Liebe. Die Diensthöten hatten ihren Schatz. Die Jose, allein zu Rosas Bedienung da, beichtete eines Tages der jungen Herrin jammern, daß sie ein Kind bekommen würde. Mißsichtlos warf Rosa sie hinaus. Doch der Grund war nicht Hochmut und Verachtung. Aus Neid, aus Eifersucht, aus Haß gegen die Glücklichere, die in ihrem Schoß erst den Mann und dann das Kind empfangen hatte, geschah es. Manchmal an Frühlingabenden, ging Rosa, das Herz gequält, die Seele dunkel, im Park spazieren. Von Liebe sprach ihr das zärtliche Gezwitscher der Vögel, von Liebe die jungen Pärchen, die sich umschlungen haltend, auf den Wegen gingen oder auf Bänken saßen, Mund an Mund in seliger Vergessenheit. Die den Fluß hinabruderten, zu Zweit in kleinen Booten, die durch Wälder wanderten, braun gebrannt, den Rucksack auf dem Rücken, den Stock in der Hand, die sich abends nach getaner Arbeit vor den Haustüren rafen, die im Winter in kleinen verdimrigen Konditoreien saßen, die schwebend, Hand in Hand, über die gefrorene Wasserfläche glitten, sie alle sprachen des Ausgestohlenen, Gemiedenen und Zurückgesetzten von des Lebens herrlicher Fülle. Von seiner goldenen Tafel, an der kein Platz war für das häßliche Mädchen Rosa.

Einmal schien es, als siele auch für sie ein Bißchen ab. Die Eltern waren mit Rosa an die Riviera gefahren, bemüht, ihr eine Freude zu machen, und in der heimlichen Hoffnung, im fremden Land würde sich vielleicht einer finden, der sich von Rosas Millionen blenden ließe und mit dem metallenen Schatz zugleich die Mißgestalt in Kauf nähme. Und wirklich: ein Bankrotteur, ein Mann, der im Kasino von Monte Carlo sein ganzes Vermögen und das seiner Angehörigen verspielt hatte, dem aber Selbstmord im Angesicht dieser schönen strahlenden Landschaft vom blauen Meer und Palmen unmöglich schien, bewarb sich bei dem Alten um Rosas Hand. Unnötig zu erwähnen, daß man sie ihm mit Freuden gab. Er war ein schöner Junge, Rosas Bewerber. Groß, schlank, mit dunkelbraunem Haar und blauen Augen. Er stammte aus der französischen Provinz, hatte in Paris an der Sorbonne studiert, war aber in leichtsinnige Gesellschaft

geraten, und seine einzige Beschäftigung nach erlangter Großjährigkeit bestand darin, das große Vermögen der Familie auf die angenehmste Art durchzubringen. Er war es, der Rosa zum erstenmal küßte. Auf einem Spaziergang an der Cote d'Azur, unter einem blaustämmigen, sternensbestäubten Himmel, im Angesicht des leise rauschenden Meeres, im Hauch des Windes, der durch Palmen- und Orangenhaine wehte, das Duften tausend fremdartiger Blüten mit sich führend. Tief erschauerte das Mädchen in seinem gequälten, armen und doch so heißen Herzen. Sie wußte nicht, daß ihr Verlobter die späte Abendstunde für diesen ersten Kuß gewählt hatte, damit er ihr häßliches Gesicht nicht zu sehen brauche, damit seine Phantasie ihm gnädigst gestatten könne, zu glauben, er küsse ein schönes, körperlich vollkommenes Wesen. Triumphierend genoß Rosa ihr Glück. Mit Vorliebe zeigte sie sich mit dem „schönen George“, wie sie den jungen Mann heimlich nannte, bei öffentlichen Veranstaltungen, bei Rennen und Sportfesten, beim Blumenfesto und auf Bällen. Der „schöne George“ ertrug es mit innerlicher Qual, er bemühte sich, seinen geheimen aber grenzenlosen Widerwillen gegen diese Mißgestalt zu überwinden, er war artig, aufmerksam, zärtlich, er schenkte der armen Rosa flüchtiges Wissen von Kunst, Liebe und Zärtlichkeit, geheimen Verührungen und dem tiefen Glücksempfinden gesättigter Lust. Dann aber konnte er doch das Gefühl, sein Leben lang einen Menschen betrügen zu müssen, dessen inneren Wert und unerjütterliche Zuneigung für ihn er bereits erkannt hatte, nicht mehr ertragen. Eines Morgens erschloß er sich, und Rosas kurzer Liebesraum war zu Ende. Von da an ging eine seltsame Veränderung mit ihr vor. Sie lagte nicht und weinte nicht. Aber sie legte die schönen Kleider und den kostbaren Schmuck ab, sie zog sich fast ärmlich an, untertänig absichtlich alles, was sie entstellte und erklärte ihren Eltern, daß sie jeden Gedanken an eine Ehe aufgegeben habe. So glühend war dieser Wille, daß man einsehend, jeder Widerstand sei nutzlos. Und die Familie fand sich mit dem Gedanken ab, daß Rosa ein altes jungferliches Mädchen werden würde.

Keiner von ihnen ahnte, daß in Rosa, trotz ihrer äußerlich betonten Resignation noch immer ein heißes Herz brannte. Sie konnte die fargen Freuden der Sinne, die ihr von dem „schönen George“ geschenkt worden waren, nicht vergessen. Niemand, das wußte sie, würde sie mehr um ihrer selbst willen lieben, wie es ja auch der andere nicht getan hätte. Nicht einmal das Mitleid des anderen, das große Mitleid der körperlich Vollkommenen würde ein Zweites aufbringen. Und doch träumte sie davon, geküßt und umfangen zu werden, einen warmen lebendigen Leib an dem ihren zu fühlen, den Rausch des Einswerdens zu kosten.

Wenn sie sich klein, geduckt und häßlich mitunter des abends an den Häusern entlang schlich, die dunklen Gassen suchend wie das Böse, so beobachtete sie oft die Dirnen, die einbergingen und für Geld Lust verkauften. Geld — das hatte sie ja auch. Ach, so viel. Mehr als genug. Im Strom, im Ueberfluß. Wenn man für Geld Liebe verkaufte, konnte man da nicht mit Geld auch Liebe kaufen? Sie steckte sich die Taschen voll, sie suchte anrüchige Lokale auf, geschminkt und aufgeputzt wie eine billige Hure. Man lächelte sie aus, auch in der Unterwelt schien sie nur Spott herauszufordern. Doch da

zückte sie mit siegesgewissen Blicken das funkelnde Gold, und die Armen, Desselaffierten verstummten davor. Süßche Burschen gingen mit ihr auf ein Stündchen. Sie tranken vorher reichlich Alkohol — Rosa oder wie man sie bald in gewissen berüchtigten Lokalen aus irgendeinem unerfindlichen Grunde nannte, „Marscha“ spendierte reichlich: feinsten Cognac, bestes Bier, edlen Wein, Zigarren, Zigaretten und auch ein gutes, süßes, süßes Nachtmahl. Hatte sich der Paschel oder der Honza genügend „angeheitert“, so ging er mit und dachte wohl, genauen Denkens nicht mehr fähig, er habe seine Andula oder seine Manischka im Arm. Größtes Glück aber war es für Rosa, wenn einer sie nahm, im Hausflur oder in dem billigsten Absteigequartier und ihr noch was draufzahlte. Das geschah, wenn sie zu später Stunde in jener dunklen Gasse der Altstadt, unbeheimlich wie ein gespenstischer Traum, fern dem obnehin trüb brennenden Laternenlicht, auf und ab ging, und einer kam, der betrunken war. Und deshalb nicht wählerisch.

So führt sie ein seltsames Doppelleben, die Rosa Stern. Am Tag ist sie ein altes, grümlches Mädchen, das in düstern, bis zum Kinn geschlossenen Kleid zu Haus sitzt, sinnlose Dinge tut, Strümpfe strickt für Arme, die solche Strümpfe hatten. Stillefereien macht, die jeder der Beschenkten in seinem untersten Kommodenschrank verbirgt. Oder sie beteiligt sich an jenen sogenannten „Wohltätigkeitsfesten“, bei denen die Reichen den Armen zuliebe Champagner trinken, Kaviar essen, sich mit Schmuck beladen, in schwere Seide kleiden und sinnlosen Kram verkaufen. Kein Verein, keine Stiftung, der sich nicht an Rosa Stern wendet, ganz gleich, ob es sich darum handelt, Menschen oder Tiere zu „retten“. So sieht die Welt, der Tag, Rosa Stern. Eine alte resignierte Jungfer.

Die Nacht aber kennt eine andere. Sie kennt das Mädchen in der dunklen Gasse, bemalt, behangen, mit Augen, die noch immer brennen, auf Beute lauernd. Und diese Beute ist der Mann. Seine Kraft, seine Stärke, seine körperliche Ueberlegenheit. Dafür zahlt sie und läßt sich zahlen. Dafür schleicht sie sich zu später Stunde aus dem vornehmen Pastriehaus und kommt wieder im grauen Morgen, torkelnd, das Gesicht grünlich-sahl, tiefe Schatteln um die Lider und müden Ekel um den Mund. Scheu weicht ihr aus, wer sie so trifft. Sich selbst ein Grauen, weiß sie das Grauen, auch in den anderen. Zu Haus angekommen, fällt sie in kurzem, erschöpfendem Schlaf. Nach dem Erwachen ist sie wieder das vornehme Fräulein. Wissen die Angehörigen von ihrem Treiben? Man munkelt die und das. Genaueres vermag niemand zu berichten.

„Dolle Nummer, die Marscha, was?“ sagt Pepil zu seinem Freund und zahlt die letzte Runde Schnaps. Der steht auf, fröstelnd, nimmt seinen Mantel. „Weiß der Teufel, eine dolle Nummer“. Und sie verlassen das verräucherte Weisel, treten in die graue, nebelverhüllte Nacht. Scheu flattert etwas vor ihnen auf.

**Jeder Parteigenosse
liest das Parteiblatt!**

Vom Todeskampf der Indianer in Nordamerika

Die Ureinwohner Nordamerikas sind Eskimos und Indianer. Von den Indianern spricht man heute in der Union am liebsten nicht, denn man hat ihnen gegenüber ein schlechtes Gewissen. Allmählich, aber zu spät, hat man erkannt, daß die Ausrottung der Indianer vom wirtschaftlichen Standpunkt aus falsch war.

Die Kolonisten verfügten nicht über die notwendigen wirtschaftlichen und geographischen Kenntnisse, um zu wissen, daß das wichtigste wirtschaftliche Gut eines Landes in seinen Menschen besteht, und daß es eine der bedeutungsvollsten Aufgaben des Kolonisators ist, die Landeseinwohner zu schonen, zu sich heranzuziehen und zu einer höheren Kulturstufe heranzuführen. Denn die in Zehntausenden herangewachsenen Generationen der Eingeborenen haben eine den gesamten geographischen, namentlich klimatischen Verhältnissen angepasste Entwicklung durchgemacht und sich daher in ihr Land harmonisch eingefügt. Sie sind daher die wertvollsten Arbeitskräfte. Der aus einem fremden Land und anderem Klima kommende Kolonisator ist dagegen zu vielen Arbeiten untauglich und während der ersten Generation viel von Krankheiten bedroht.

Die Zahl der Indianer soll vor dem Einbringen der Weißen eine Million bis drei Millionen betragen haben. Heute sind es vielleicht 460.000.

Nach der Kultur gliederten sie sich in folgende Gruppen: 1. In den kanadischen Wäldern lebten sie, da die einzige einheimische Körnerfrucht, der Mais, hier von ihnen nicht angebaut werden konnte, als Jäger, Fischer und Sammler. Sie mußten Nomaden sein, ihre Wohnung war das Fell, ihr Verkehrsmittel das Rindenkannu, das auch bei den Entdeckungsfahrten der Europäer wertvolle Dienste geleistet hat. Die Indianer waren besonders bedeutsam für den Pelzhandel, denn dieser bildete ursprünglich die wichtigste Grundlage des wirtschaftlichen Lebens der Kolonisatoren.

2. An der pazifischen Nordküste sizen Fischer und Sammler mit einer bemerkenswerten materiellen Kultur.

3. In Kalifornien sahen Jäger und Sammler, sie haben aber von den für zahlreiche Kulturgewächse günstigen Voraussetzungen keinen Gebrauch gemacht, weil die altamerikanischen Gewächse nur mit künstlicher Bewässerung angebaut werden können.

4. Die Indianer der Prärien führten ein besonders einseitiges Wirtschaftsleben, da dies nur auf der Jagd auf Büffel beruhte, der ihnen alles für Nahrung, Kleidung und Wohnung lieferte. Die Büffelkultur erreichte aber ihren Höhepunkt erst, als die Indianer von den Europäern das Gewehr und im Pferd ein leistungsfähiges Verkehrsmittel erhielten und zu Reiterstämmen wurden.

5. Im östlichen Waldgebiet erreichten die Indianer einen hohen Kulturstand. Sie waren Hackbauern auf Mais, Bohnen, Tabak usw. Ihre Siedlungsform war „hoben wag“, da das Fehlen von Haustieren und daher vom Dünger sie zu einem häufigen Wechsel der zu bebauenden Flächen und damit zum Verlegen ihrer (leicht gebauten) Dörfer und Kornspeicher zwang.

6. Die höchstentwickeltesten Indianer lebten im Südwesten und Mexiko. Sie wohnten schon in Städten und haben sich gegen die Weißen am besten gehalten. Aus ihnen bildet sich heute das mexikanische Volk. Durch die Weißen wurde den

Hackbau treibenden Indianern ihr Boden genommen, den Büffeliagenden der Büffel vernichtet. In der Union spielen sie heute wirtschaftlich keine Rolle mehr. Die Hackbauern des Ostens wurden, nachdem man ihnen die Technik ihrer Landwirtschaft abgesehen hatte, teils vernichtet, teils weiter nach Westen abgedrückt. Im allgemeinen waren sie friedlich. Nur einzelne Stämme, namentlich die Profesen, haben zähen Widerstand geleistet, was für die Kolonisation um so wichtiger war, als sie die so wichtige Mohafol-Senke und das Quellgebiet des Rio beherrschten. Die Vernichtung der Büffel ist ein besonders trauriges Kapitel der Zivilisation. Dieses wirtschaftlich so wertvolle Tier, das man sicher auch hätte zähmen können, wurde sinnlos ausgerottet. Die Indianer nahmen von ihnen nur so viele, wie sie brauchten. Sie konnten ihnen ohne Feuerwaffen nur sehr wenig Abbruch tun. Sie sorgten dagegen für Vermehrung, indem sie Wälder abbrannten und hierdurch das Grasland erweiterten. Die Weißen aber fielen in ekelhaften Schlägereien über die Büffel her und rottierte sie bis auf kleine Reste, die heute in Naturparken gehegt werden, aus.

Der Detektiv arbeitet



Warum, Mutter?

Von Hans Sander

Warum, Mutter?

Warum muß ich meinen Puppenwagen hier lassen, meine Spielhaken, mein Bettchen, meinen Keller, meine Tasse? Nur eine Puppe darf ich mitnehmen, sagst du? Nur eine? Und den Teddybär muß ich auch zurücklassen? Ich habe ihn doch so, so lieb... Bitte, laß mich ihn auch mitnehmen, ja?

Warum weinst du, Mutter? Warum ist der Vater so traurig? Sag mir doch, Mutter, warum?

Du packst alles in große Bündel, packst ein, packst aus... das muß zurückbleiben, das und das... aber wir haben doch alles nötig? Es gehört doch uns, auch die Stühle, die Tische, Betten, Schränke... alles willst du hier lassen, forgehen und nie — nie wieder kommen?

Warum denn müssen wir nach Frankreich?

Wo ist Frankreich? Weit fort von hier?

Mutter, warum bist du mit mir auf dem Friedhof gewesen und hast mir gesagt, ich müsse nun Abschied nehmen von Großvater, Großmutter — Urgroßmutter? Die vielen, vielen Gräber... da hinten unter dem hohen Kreuz liegt die Urgroßmutter und schläft. Urgroßmutter, das ist so lustig zu sagen... ich weiß auch, wo sie einmal gewohnt hat, drüben in der kleinen Straße, wo so viele rote Blumen am Fenster stehn. Ich weiß auch, wo Großvater gewohnt hat. Am Markt, hinter dem alten Brunnen. Ich weiß das alles.

Warum soll ich nun Adieu sagen? Gehen wir denn wirklich fort? Es war doch so schön hier, und nächstes Jahr sollte ich in die Schule gehen. Ich freue mich so darauf, ganz alleine, wie ein großes Mädchen mit der Schultante durch die Straßen zu gehen. Ich kenne den Weg schon ganz genau...

Ist es wirklich wahr, Mutter, daß ich heute zum letzten Male in meinem Bettchen schlafe? Wo schlafe ich denn morgen — übermorgen? Du weißt es selber nicht?

Warum bringt uns der Milchmann keine Milch mehr? Und der Bäcker kein Brot mehr? Was haben wir denn getan? Warum haben die Leute unsere Fenster eingeschlagen? Es ist doch so bitterlast... Haben wir etwas Böses getan?

Wer? Der Vater? — Du? Ich?... Wer?

Frau Müller weint auch, wie du, Mutter, und Schneiders haben ihren lieben, großen Hund toigemacht — auch Melchers — dann sind sie zum Bahnhof gezogen, mit Bündeln, größer als deine... und viele andere Leute gingen auch... und alle weinten, so wie du, Mutter...

Warum?

Nur noch eine Nacht schlafe ich in meinem Bettchen?

Mutter, ich will auch ein Bündel machen... Ich will hineinpacken, alles, was mir gehört. Die Puppenkleider, das Kochgeschirr, die Bilderbücher, den großen Ball und den Baukasten... er ist doch ganz neu, das Christkind hat ihn mir erst zu Weihnachten gebracht.

Alles geht nicht in das Bündel, was denn soll ich hier lassen? Die Möbel aus der Puppenstube? Das schöne Kaffeefervice? Die Gießkanne?

Nein, Mutter, ich will alles mitnehmen — Vater hilft mir tragen... aber Vater muß wohl dir helfen tragen, alle die großen Bündel? Was soll ich nur tun?

Ich will nicht einschlafen, ich muß überlegen, was ich mitnehme und was ich hier lasse... ich will nicht einschlafen — denn, wenn ich wieder erwache, muß ich aufstehen und fortgehen mit all den großen Bündeln, die im Fluß liegen... Mutter, ich habe Angst vor den großen Bündeln... Ich habe der Nani nicht Adieu gesagt und des Meiers Fräulein und der Tante Else und dem kleinen Hund von Steffans nicht...

Gehen wir doch erst übermorgen fort, ja?

Ja — erst übermorgen... Weißt du, Mutter, du hast mir doch gesagt, daß ich ein

Brüderchen kriege? Wenn wir nun fortgehen, kriege ich da keins...?

Warten wir doch bis übermorgen, ja? Mutter, ich höre, wie du in deinem Bette weinst... soll ich zu dir kommen? Warum weinst du, Mutter? Ich muß auch weinen, wenn du weinst... Mutter, warum? Warum?

Was mancher nicht weiß

In Dänemark hat seit 1892 keine Hinrichtung mehr stattgefunden.

Das erste Schiff, das elektrisches Licht an Bord hatte, nachdem Edison vor etwa 50 Jahren die Glühlampe erfunden hatte, war der Dampfer „Columbia“, der von New York nach Oregon fuhr, und zwar schon ein halbes Jahr nach der Erfindung. Da man der neuen Erfindung noch nicht recht traute, waren sicherheitsshalber aber auch die gewöhnlichen Petroleumlampen mit auf die Reise genommen worden. Aus Sparankheitsgründen hatte nur die Mannschaft den Schlüssel zu den Kontakten, so daß die Passagiere, wenn sie Licht brauchten, erst jemanden von der Besatzung rufen mußten.

Burzeit arbeitet man in Baltimore an Untersuchungen, ob trockene oder feuchte Luft in Wohnräumen besser ist. Als Instrument bei diesen Untersuchungen dient ein sehr fein gearbeitetes Thermometer, mit dem man die Haupttemperatur an den Versuchspersonen mißt, um so festzustellen, welche Wirkung ausgeübt wird, wenn der Luft allmählich mehr Feuchtigkeit zugeführt wird. Eine solche Untersuchung währt meist zwei Stunden, und alle fünf Minuten wird die Temperatur von Stirn, Baden und Händen der Versuchspersonen festgestellt, während zugleich Temperatur und Feuchtigkeitsgrad des Zimmers gemessen werden.

Die neuesten Dekorationen der Fingernägel sind farbige Monogramme, silberne Monde, Herzen und andere Verzierungen.

In England gibt es jetzt keine Fußballklubs für Frauen mehr, obwohl noch vor wenigen Jahren etwa siebzig vorhanden waren.

Hunger

Bruder Mensch, kennst du das auch: Man ist da und hat nur Luft im Bauch. Man fühlt im Magen stechen und pressen — Man hat Hunger und nichts zu fressen. Man pfeift auf die ganze Volkswirtschaft, Man hat zum Denken keine Kraft; Für ein Stück Brot und einen Happen Braten Gabe man den Goethe samt allen Bitaten. Man möchte schlängen, man möchte pampfen Und sehr gern aus dem Teller dampfen Eine Suppe, goldgelb, fett, duftig und fein — Man möchte sie schmecken, man ist doch ein Schwein. Der eine hat Hunger, der andre Pressen und Geld, Pressen und Hunger sind die Pole der Welt! Hunger ist Fortschritt, sagen die Weiser — Ich habe Hunger und sie können speisen. Ich habe nur Hunger und der Häute zwei: Zu fressen geht, aber die Welt geht entzwei! **Venebildt S a n t n e r.**

Haus und Garten

Etwas von den Beerenobststrüchern.

Daß die Beerenkultur wegen guten Abfanges der Früchte rentabel ist, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso ist bekannt, daß die Beerenobstzucht den einträglichsten Teil des Obstbaues bildet, zumal die Johannisbeere oder Ribisel auch in den nördlichen Gegenden gedeiht. Dazu kommt noch, daß die Johannisbeere weit weniger von der Ungunst der Witterung und von Insekten und Pilzschäden zu leiden hat als z. B. der Weinstock.

Die Kultur des Beerenobstes, besonders aber der Johannisbeeren sollte daher bei uns mehr zunehmen, weil sie uns außer materiellen Nutzen, durch Herstellung schmackhafter Weine, noch einen guten und erfrischenden Trank bietet. Manche Traubentweine, die in den Handel kommen, halten keinen Vergleich aus mit richtigem Johannis- und Stachelbeerenwein. Zum Beerenobstbau kann daher nicht genug aufgemuntert werden.

Seiteres

Im Helblazarett. Saal mit Darmkranken. „Was haben Sie?“ — „Ne Schneiderei, Erzcellenz.“ — „Ich meine, weshalb Sie hierliegen?“ — „Weil ich noch nicht aufstehen darf, Erzcellenz.“ — „Weshalb dürfen Sie denn nicht aufstehen?“ — „Weil ich noch liegenbleiben muß, Erzcellenz.“ — „Herrgottnochmal! An was sind Sie erkrankt?“ — „Am Kanal bei La Vasse, Erzcellenz.“ — „Himmel Donnerwetter! Was hat denn der Arzt gesagt, wie Sie hierher gekommen sind?“ — „Dißt du schon wieder da?“

Instruktionsstunde. Der Herr Unteroffizier befehlt die neueingezogenen Nevruten über die Mascheinteilung. „Die kleinste Gruppe ist die Rotte. Aufschmared, was sind Rotten?“ Aufschmared fährt aus süßen Träumen auf, legt die Hände an die Hofenacht und schreit: „Rotten sind sich große Maife, Härr Unteroffizier!“

Enttäuschung. Mein junger Freund Eduard, ein leidenschaftlicher Tänzer, hat mich neulich, ihn doch auf einen richtigen Ball mitzunehmen, damit er seine in der Tanzschule erworbenen Kenntnisse endlich einmal im Rahmen eines Faschingsfestes verwerten könne. So führte ich Eduard auf den Jägerball. Und er engagierte sogleich eine hübsche, junge Dame und tanzte mit ihr, unermüdet, von neun Uhr abends bis nach Mitternacht. Endlich gegen ein Uhr erklärte das total erschöpfte Mädchen: „Seien Sie nicht böse, ich kann wirklich nicht mehr weiter!“ Ich bin schon todmüde und habe solchen Hunger und Durst...!“ „Al! So eine sind Sie?!“ brummte Eduard, zutiefst enttäuscht, und verließ sie zur selbigen Stunde.

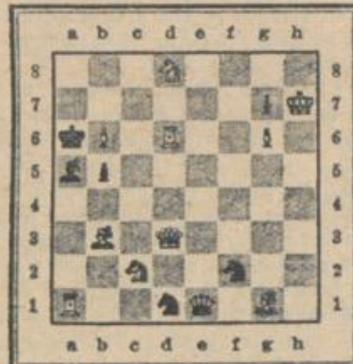
Tüchtige Leute. Ein amerikanisches Ehepaar hatte eine Italienreise gemacht. „Wie lange waren Sie denn in Florenz?“ — „Zwei Tage!“ — „Wie, zwei Tage nur? Haben Sie denn da alles gesehen?“ — „Gewiß,“ meinte die junge Frau, „wir haben uns die Arbeit geteilt, mein Mann hat die Kirchen angesehen und ich die Museen.“

Das kommt von selbst. „Mein Bewerber gefällt mir soweit ganz gut, nur hat er zu kleine Augen.“ — Freundin: „Seirate ihn nur, nachher wird er schon große machen!“

Rosemaries neues Gut. Rosemarie ist furchtbar aufgeregt. Rosemarie raht im Zimmer kreuz und quer. Faucht unter die Möbel, stoßert hinter dem Schrank — — Rosemarie hat wieder einmal das Chaos im Gefolge. Und warum? Rosemarie sucht einen Gut. Ihren neuen, kleinen, modernen Gut mit Feder, den letzten Schrei des Entzückens, der allerdings Egon, ihrem Gatten, recht unangenehm in den Ohren geklungen hat, weil seine Größe im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Preises steht. Darum meint Egon, ein bißchen boshaft: „Was suchst du denn eigentlich, Maus?“ — „Da fragst noch? Natürlich meinen Gut! Meinen neuen, kleinen Gut... Wo kann ich ihn nur hingetan haben?“ — Egon nach langem Besinnen: „Ach, den! Sieh doch mal in der Federdose nach...“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modian bei Teplitz-Schönau. Schachaufgabe Nr. 223. Von Fritz Schotola, Wien. (Oestr. Arb. Schachzeitung 1931.) Schw.: Ka8, Del, La5, Sdl, f2, Bb6, g7. (7)!



Weiß: Kh7, Dd3, Ta1, d6, Lb3, g1, Sc2, d8, Bb6, g8. (10)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösung zu Nr. 220: Lc7-d8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Reichel Ernst u. Reichel Wilter, Drakowa; Beutel Wilhelm, Arnsdorf, b. Tetschen; Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, skrotlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonabach; Schwarz Raimund, Klostergrab; Dinnebiel Emil, Tetschen; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Kraus Gerhard, Turn; Ulbert Rudolf, Proseditz; Trilitz Gustav, Wisterschan.

Richtigstellung. Zur Aufgabe Nr. 222 teilt uns Gen. Hyna mit, das die weiße Dame auf g8 steht. Im Diagramm ist das Standfeld der Dame h8, welches nach T16X15+ eine Nebenlösung zur Folge hätte.

Partie Nr. 71.

Gespielt in Bratislava 1925.

Weiß: Walter, Bratislava. Schwarz: Burián, Brünn.

- 1. d2-d4 Sg8-f6 15. Lb7-c6 Sb6-c4!
2. Sc1-c3 e7-e6 16. Db3xc4 Tb8xb2
3. c3-c4 Lf8-g7 17. 0-0 Lg7xd4
4. Sb1-c3 g7-g5 18. Ta1-d1 e7-e5
5. c4xd5 Sd6xd5 19. Lc6-d5 Dd5-g5H
6. e2-e4 Sd5xc3 20. Kg1-h1 Dg5-f4
7. b2xc3 c7-c5 21. Td1-d3 Tf8-b8
8. Lc1-b2 0-0 22. Td3xd4 c5xd4
9. Lf1-c4 Lc8-g4 23. Dc4xd4 Df4xf3H
10. Lc4-d5 Sb8-a7! 24. Kh1-g1 Df3-g4H
11. Dd1-b3 Le4xf3 25. Kf1-h1 Tb2-b1
12. g2xf3 c5xd4 26. Dd4-c4 Dg4-f3H
13. c3xd4 Sd7-b6! 27. Kh1-g1 Tb8-b2!
14. Ld5xb7 Ta8-b3 Weiß gibt auf.